



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Man spricht heute, besonders den Fremdwörtern gegenüber, viel davon, daß unsre Schriftsprache durch die Dialekte aufgefrischt werden müsse. Immer zu, frisch! Aber wo nichts aufzufrischen ist, da vergreife man sich nicht an dem, was wir haben.



Litteratur

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie von Paul Göhre, Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin. Erstes bis zehntes Tausend. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1891

Wie die Kluft zwischen Reich und Arm, d. h. heutzutage ziemlich so viel wie zwischen den höhern Ständen und den Arbeitern, überbrückt werden könne, darüber ist schon unendlich viel hin und her geschrieben worden. Ein vom echten Geiste des Evangeliums beseelter junger Theologe hat die schwierige Aufgabe am richtigen Ende angegriffen und den im Grunde genommen einzig richtigen Weg beschritten: er ist selbst auf einige Monate Fabrikarbeiter geworden. Er hat dadurch nicht allein einen Grad der Vertraulichkeit mit den Arbeitern erreicht, den Angehörige der höhern Stände auf andre Weise schlechterdings nicht erreichen können, sondern er hat sich auch, indem er ihr Los in allen Stücken teilte, ganz und gar in ihre Lage versetzt und volles Verständnis für ihre Freuden und Leiden, für ihr Denken und Empfinden, für ihr Lieben und Hassen, für ihre Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen gewonnen. Vieles hat er durchaus anders gefunden, als er es selbst erwartet hatte, und die Leser des merkwürdigen Buches, in dem er seine Erfahrungen mitteilt, nachdem einiges wenige davon schon vorigen Herbst in der „Christlichen Welt“ veröffentlicht worden war, werden beim Blick in diese ihnen völlig neue Welt nicht weniger überrascht sein, als er es selbst gewesen ist. Was will neben dieser frischen Glaubens- und Liebesthat des evangelischen Kandidaten die zwar gut gemeinte, aber rein akademische und langatmige Abhandlung des römischen Papstes bedeuten? Es ihm nachzumachen, das wird zwar auch unter den Evangelischen nicht leicht einer wagen, und von hunderten, die vielleicht den Mut dazu hätten, würde neunundneunzig das Geschick und die Ausdauer fehlen. Aber wenigstens steht jetzt jedem, der sich mit der Arbeiterfrage beschäftigen will oder von Berufs wegen beschäftigen muß, in Göhres Buch eine lautere Quelle völlig unparteiischer Belehrung zur Verfügung. Die unerschrockene Wahrheitsliebe, mit der Göhre alles, was er gehört und gesehen hat, ungeschminkt und ungeschwärzt mitteilt, mag einiges davon gewissen sorglich gehegten Vorurteilen auch noch so scharf widersprechen, ist nicht geringerer Anerkennung wert, als sein Wagnis selbst. Die Auffassung des Verhältnisses der Kirche zur Sozialdemokratie, zu der er in der Schlußbetrachtung gelangt, wird nicht von allen Lesern geteilt werden, auch von solchen nicht, die er im übrigen überzeugt, aber beachtenswert bleibt sie trotzdem. Höchst gespannt darauf darf man sein, welchen Eindruck die Schrift in den Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiterkreise machen wird, in den Kreisen „seiner Arbeitsgenossen,“ denen der Verfasser das Buch gewidmet hat.

Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland und im Ausland. Grundzüge der bestehenden Einrichtungen und Anleitung zur Schaffung derselben. [Der schon bestehenden?] Von Fritz Kalle (Wiesbaden) und Dr. Otto Kamp, Städtischer [städtischem] Lehrer (Frankfurt a. M.). Wiesbaden, F. F. Bergmann, 1891

„An die Spitze unsrer ersten Schrift — so beginnen die Verfasser — hatten wir den Satz gestellt, daß auch in ärmlichen Verhältnissen der elterliche Haushalt die naturgemäße Lehrstätte für heranwachsende Mädchen ist [sei]. Diesen Satz halten wir auch jetzt voll (!) aufrecht. Wir erachten einen Eingriff in die Rechte und Pflichten der Mütter gegenüber der hauswirtschaftlichen Erziehung ihrer Töchter nur so weit für zulässig und nötig, als die Mütter ihrer Aufgabe nicht gerecht zu werden vermögen.“ Wie eifrig beflissen viele Behörden, Vereine und Fabrikbesitzer sind, in solchen Fällen Mutterstelle zu vertreten, an wie vielen Orten bereits mit gutem Erfolg teils in allen Zweigen der Hauswirtschaft, teils nur in einzelnen, namentlich auch im Flecken und im Kochen, Unterricht erteilt wird, ist aus dem von den Verfassern sorgfältig gesammelten Stoff zu ersehen. Möchte nun auch jedem der so gut vorbereiteten Mädchen eine eigne Hauswirtschaft beschert werden!

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Zweiter Band. Berlin, Fontane

Dieser Schlußband der Brieffammlung umfaßt die Zeit vom März 1841 bis zu Rauchs Tode am 3. Dezember 1857. Er enthält des Interessanten viel, doch muß der Leser auch eine Menge von Mitteilungen über Familienangelegenheiten und andre Dinge, die der Wiedergabe nicht wert waren, mit in Kauf nehmen. Eine sachgemäße Redaktion hätte den Stoff wohl um die Hälfte kürzen können. Sehr erfreulich im ganzen ist die Lektüre aber auch sonst nicht. Rietschel fühlt sich beengt in den damaligen Dresdner Verhältnissen, seine Sehnsucht richtet sich auf Berlin, wo er auf bedeutendere Aufträge hoffen durfte; Rauch beteuert stets den besten Willen, dem einstigen Schüler und verehrungsvoll zu ihm aufblickenden Freunde zur Erfüllung seines Lebenswunsches behilflich zu sein, aber man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß der alte Herr keinen Finger gerührt habe. Vielleicht hielt er Rietschels Talent nicht für bedeutend genug, und man würde ihm wohl nicht Unrecht geben können, wenn er dessen schöpferische Kraft weniger hoch angeschlagen haben sollte, als seinen Beruf zum Lehrer. Es verrät sich jedoch ziemlich deutlich, wie sehr es Rauch darum zu thun ist, große Aufgaben selbst zu behalten. Wäre es ihm Ernst damit gewesen, Rietschel, wie er schon 1841 schreibt, an die Berliner Akademie zu bringen und ihm Arbeiten anzuvertrauen, die er selbst nicht übernehmen konnte, wie hätte er das nicht durchsetzen können! 1845 bemerkt er sogar verdrießlich, seine Kollegen verbreiteten das Gerücht von Rietschels Versetzung nach Berlin, vielleicht möchten sie ihn selbst mit solchen Nachrichten für invalid erklären, wozu er ihnen doch so viel als möglich Veranlassung erspare. Solcher Überfülle steht die äußerste Dürftigkeit in der Beschäftigung bei Rietschel gegenüber. 1828 hat er das erste Modell für das Denkmal Friedrich Augusts I. gemacht, und 1843 wird es endlich im Zwinger enthüllt. 1841 schreibt er, wenn die Arbeiten für das Theatergebäude im nächsten Sommer aufhörten, stehe ihm keine größere, nicht einmal kleinere Arbeit in Aussicht. 1851 nennt er es komisch, daß er während der ganzen Dauer seines Dresdner Aufenthalts für den Hof nichts zu schaffen gehabt habe, als die Gipsbüste einer jungen Prinzessin, den Abguß des Christengels und einen Gipsabguß der Büste des Prinzen Max; und ein Herr v. Wöhrmann in Dresden ist (1850) der erste Privatmann, der bei ihm

eine Arbeit bestellt: die Tageszeiten in Marmor. Später kommen freilich mehr Aufträge, Thaeer für Leipzig, Lessing für Braunschweig, Goethe und Schiller für Weimar, auch Porträtbüsten. Aber er möchte nicht immer „Hofen und Röhre“ modelliren, und daß er endlich für Friedrich Wilhelm IV. eine Pietas ausführen darf, ist ein Glückstrahl. Dabei bleibt er rührend dankbar für alles Gute, was ihm das Leben gewährt („Ich bin doch ein glücklicher Mensch!“ als der König von Preußen die Pietas und 7000 Thaler dafür bewilligt hat) und treu seinen künstlerischen Grundsätzen. Wie reiflich wägt er alle Bedingungen ab, die ihm die große Aufgabe, die Dichterbilder für Weimar zu schaffen, vorlegt! Die Vorteile und Nachteile einer Gruppe, die Einzelfiguren, die Tracht. Immer wieder kommt er auf diese Fragen zurück. „Was ich für das Künstlerische durch Vereinzeln der Figuren gewinne, das verliere ich dann an der Bedeutung der Idee, die beiden Herren [Herosen?] vereint zu sehen. Auf eine absolut vollkommene Befriedigung ist nicht zu rechnen, das moderne Kostüm stellt uns diese Männer in ihrer vollen Lebenserscheinung dar und versinnbildlicht ihr Wirken und ihre Stellung zu einander noch mehr durch die Gruppe, wird aber in künstlerischer Hinsicht manche Dissonanz mit sich führen. Das antike Kostüm kann alle künstlerischen Dissonanzen auflösen, wird aber die Männer uns etwas ferner stellen. Was ist hier die Wahrheit? hier kann nur das individuelle Gefühl entscheiden und sagen, mein Bedürfnis fordert es so oder so“ (22. März 1853). Als es sich um den Auftrag aus Berlin handelt, möchte er „einen bedeutungsvollen Gegenstand, der nicht allein der Bewegung und Form wegen da ist, möchte, daß er nicht nur bloß für das Auge gefällig, sondern auch geistig anregend sei.“ Vielfach kommen zwischen den beiden Meistern Handwerksfragen zur Erörterung, Proportionslehre, Technik. Bei der Enthüllung des Denkmals im Zwinger bemerkt Rietschel, daß die Färbung des Steinpostaments überraschend schön geworden sei, rotbraun und mattglänzend, was ein Sachkenner der Holzsäure zuschreibe, die während des nassen Winters von der Bretterhütte ausgedünstet und vom Granit als Kupfer aufgenommen worden sei, durch die eingeschlossene Luft begünstigt. Rauch beklagt mehrfach, daß die Gußhaut, die der Bronze großen Reiz verleiht, des Drydirens halber aufgerissen werden müsse, und wünscht, daß vorsichtiges Eiseliren an die Stelle des Überfeilens der ganzen Oberfläche trete.

Rietschel kommt oft auf die Erziehung zur Kunst und deren heutige Formen und Mittel zu sprechen. „Die [jungen] Leute wollen nur Seligkeit in der Kunst, ohne zu ahnen, daß selige Augenblicke nur sparsam und nur durch Angst und Not zu erringen sind.“ Seine meisten Schüler wollten schon nach zwei Jahren von ihrer Hände Arbeit leben und machten alles, was Geld brachte. Schon 1845 erscheint ihm eine andre Einrichtung der Akademien notwendig, da die Unmasse von Kunstjüngern zu ernstern Betrachtungen aufrufe; er sieht das Künstlerproletariat beunruhigend sich vermehren — was würde er heute sagen! — und meint, höhere Elementarschulen würden nützlicher sein, als Hochschulen für Künstler, und ein Teil der für Akademien aufgewandten Kosten könnte besser der Kunst selbst zugeführt werden. Auch über das Konkurrenzwesen thut er treffende Aussprüche. Für junge Leute, die noch nichts zu verlieren haben, seien Konkurrenzen ganz gut, der selbständige Künstler aber verliere, sobald er nicht der Sieger sei, in den Augen der Menge hafte ihm immer der Makel einer gewissen Unfähigkeit an.

Rauch äußert einmal seinen Zorn darüber, daß in der Gegenwart — 1848 — stets so wegwerfend von Pöpsel und zopfig gesprochen werde, während ihm neben den Pöpselträgern Gluck, Winkelmann, Mozart, Goethe u. s. w. „die heutigen Bart-

herren wie aufgeblasene Schläuche vorkommen.“ Aber er seufzt doch auch: „Ich bin geistig fertig, ermüdet an Leib und Seele, Bürücke, Kleid und Stiefel ohne Unterbrechung seit neun Jahren durchgemacht zu haben! Hätte mich nicht Friedrichs mutiger Geist und der seiner begeistertsten Trabanten durch Schrift und Mitteilung während dieser Zeit mit in die Großthaten dieser Zeit von 1740 bis 1762 über Stock und Block mit Lenorens Knappen fortgerissen, ich wäre gewiß erlahmt und verstummt, ohne je das Ziel der Arbeit erreicht zu haben.“ Den Erfinder der Hosen möchte er trotz seiner Friedfertigkeit auf Pistolen fordern. Und während der Arbeit an der Mosesgruppe bekommt er sogar eine heidnische Umwandlung, beneidet die alten Bildhauer, die ihre härtigen Helden nicht nach oben blicken zu lassen brauchten, weil die dort „nichts zu suchen hatten.“

Von Interesse sind auch die mancherlei Mitteilungen aus den Revolutionstagen in Berlin und Dresden. Rauch, in der Klosterstraße wohnend, ist zum Teil Augenzeuge des Barrikadenkampfes am 18. März 1848 gewesen und sieht der Zukunft ohne Vertrauen entgegen. In seinem Bezirk als Kandidat für die Frankfurter Versammlung aufgestellt, bringt er es nur auf 52 Stimmen, während zur Mehrheit 213 erforderlich waren. „Also großmütig nicht nach Frankfurt!“ Nieschel schildert anfangs mit Humor, wie er als freiwilliger Kommunalgardist die Patronentasche zur Aufbewahrung von Semmeln und Zigarren mißbrauche und nächstens schießen lernen wolle. Bald aber gewinnt die Verstimmung die Oberhand. Er versichert, mit dem Zeitbewußtsein fortschreiten zu wollen, Dankbarkeit, Pietät, Bescheidenheit als alte Feudalrechte des Herzens ohne Ablösung aufzuheben und nur noch nach Gefinnungstüchtigkeit zu streben. Doch habe er mitunter noch Gewissensbisse, und das seien doch Kinderkrankheiten, des freigewordenen Menschen unwürdig. Bei den Wahlen im Januar 1849 hat er mitgethan, aber „wie einer, der beim Kegelschießen die Kugel durch alles Weinverdrehen nicht von ihrem Lauf abbringt, nichts erreicht als zwei Kammern zum Entsetzen.“ Von dem Straßenkampf in Dresden giebt er eine übersichtliche Beschreibung.

Ethnographische Köffelsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Sagen von Friedrich von Hellwald. Leipzig, Carl Reißner, 1891

Hellwald gehört zu den unterrichtetsten Ethnographen und hat Geist und Geschmack für populäre Darstellung, was sich von den meisten seiner Forschungs-genossen nicht sagen läßt. In den kleinen Aufsätzen, die dieses Buch vereinigt, plagt uns nirgends der Wust ungeordnet zusammengehäufter Thatsachen. Sie machen keinen Anspruch auf Tiefe, sind aber unterhaltend und belehren in anziehender Form. Wir heben den größten Aufsatz „Vom Gruß und seinen Formen,“ dann „Die Wunder des Feuermachens,“ „Ursprung und Entwicklung des Schmuckes,“ „Kasten und Stände“ hervor. Auch die Parallele „Alte und neue Welt,“ die den Schluß der 27 Aufsätze bildet, ist ein gutes Beispiel der geistreichen, skizzenhaften, oft mehr darüberweg plaudernden, als tief eingehenden Darstellungsweise des Verfassers.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig